

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 14

Artikel: Sind Sie normal?
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ebenso äußerlich war die Reinhaltung ihrer einzigen Stube. „Suißer, gelt?“, sagte sie stolz und wies jeden Samstag auf den schwarzen Holzboden, wo der Besen das Allergrößte weggefegt und der Trichter in kunstvollen Bindungen Wasser ringelweise über die Bretter gesprengt hatte; darunter starre der Boden schmutzdurchtränkt ... aber der Schein blieb gewahrt! —

Armes Nanny ... Dort oben wird sie es „suißer“ haben. — Als der Bruder nach einem langen fluchenden Dasein das Zeitliche segnete, ging das Nanny für ihn fromm zu allen Gedächtnisfeiern, haspelte pflichtschuldig manche Rosenkränze herunter und teilte fortan mit niemanden mehr Strohlager und Gütterli.

Wie es kam, daß wir unwillkürlich tiefer in dieses Frauenschicksal eindringen? Sie hatte mit alten Tapetenresten ihre Stube nach Kräften schlecht und recht frisch tapeziert: die Wände sahen wie der Boden einer Sonntagshose mit eingesehten Lappen aus. Da gewahrten wir auf der Kommode, wo alte Daguerreotypen in Zweibahnenrahmen aufgestellt waren, das moderne photographische Bild eines behäbigen Bürgers, halb Städter, halb Bauer; ein besserer Arbeiter im Sonntagsstaat. —

„Wer ist der schöne Herr?“ fragten wir. Nie vergesse ich das heimliche Aufleuchten und den verkappten Stolz im trotigen knappen Geständnis: „Das ist mi Buob!“ ... und eine Weile nachher, wie entschuldigend: „Gott's Name ... Ich bin nit die Erscht ...“ und da kam es nach und nach brockenweise heraus, die alte, ewig neue Geschichte der Vergangenheit, die, wenn sie just passierte, das Herz entzweibricht. Der Kirkestanz ... der flotte Welsler, dem das Herz unterm Nieder entgegenfliegt ... „Rei Hübscher isch es gfi ... aber ä Gmögiger einewäg“, gestand sie verschämt lächelnd. — Das heimliche „z'Nicht gehen“, wenn es auf den Dachschindeln so hübsch „tölelet“ — die Folgen der gegenseitigen Leidenschaft, das feige Leugnen des Mannes ... das Verlassensein in der schwersten Stunde. —

Der Glodenton der Liebe, der einmal in jedes Menschenleben tönt, den einen zum Heil, hatte dem armen Nanny zum Verderben geklungen. Sie nahm den Kampf ums Leben auf, ganz allein, wo zwei die Schande in Glüd gewandelt hätten und Nannys Mut hatte sich bewährt; sie hatte kraft ihrer Liebe ihren Buob zum nützlichen Menschen erzogen. Was das alles an ungeahnter Aufopferung, an schaffenden Tagen und durchwachten Nächten bedeutet, wissen alle Mütter. Wir konnten es nur ahnen und das wunderliche, verpöhlte Nanny wuchs sichtlich zur verkommenen Heldin des Alltags vor unsern geistigen Augen auf. Wenn auch eine ergreifende „Mädchenklage“ aus diesem geopfertem Schicksal aufstieg, so klang sie doch: „Ich habe gelebt und geliebt“.

Ihr „Buob“ wuchs zu einem vollwertigen Glied der Gesellschaft heran, dieweil sie selber mit den Jahren des Alters durch Not und Verlassensein immer mehr zur erbarungswürdigen Kreatur hinabsank. Ihr „Buob“ war ein Jünger der modernen Wissenschaft: der Elektrizität.

Sie erklärte sich hochbeglückt durch die „paar Fränkli“, die er ihr zeitweise sandte, hatte er doch eine eigene Familie zu ernähren, die ihm näher stand als die burschikose Mutter, die ihr Leben im Schatten weiterfristete und auch ohne ihn fertig wurde, wie sie mit sich selbst fertig ward zur Schicksalsstunde! —

Jetzt war es friedliche Dämmerungszeit geworden und von den leidenschaftlichen Tagen war nichts geblieben als der Drang nach trunkenen Vergessenheit, den die Flasche stillen sollte. Da kam die Krankheit als stiller Mahner der Ewigkeit; sie fiel von einer Leiter, klagte über „trurige Schmerze“, glaubte, es sei ihr innerlich alles „z'Hudle und z'Feze verriße“! — Wenn man nur nicht „ropieren muß“. Der Arzt sprach „meine von Dämpfe“ und hatte etwas von „Toperteln“ fallen lassen. „I Gotts liebe Name!“ Sie ließ nichts von all dem geschehen. Man soll doch lieber

selber „doktorieren“, meinte sie altflug und wies mit glaubenheißender Gebärde auf eine halb zerbrockelte Schüssel, mit einer unennbar schmutzigen Brühe gefüllt: „Für solche Wunden ist Chäslüchrut s' best“.

Trotz dem allheilenden „Chäslüchrut“ mußte sie doch nach verzweifeltstem Widerstand, als der Brand sich schon der armen wegmüden Beine bemächtigte, ins Bezirksspital überführt werden. Das war schon die „Fremde“ für sie und sie wollte sich nicht von „fremden Fökeln umescherrle lassen“.

Nach ein paar Wochen brannte s' Nanny ihren frommen Pflegerinnen durch, kehrte in ihr langes Reich zum „Chäslüchrut“ zurück und rühmte das Landespital als ein „wahres Paradies“, seit sie ihm entronnen war. Ost oder West ... daheim s' best! —

Sie starb dennoch im Spital ... Ihr Tod soll ein Einschlummern „in Gotts liebe Name!“ gewesen sein. Der Abendwind raunte mir die Kunde zu „s' Nanny tot! I Gotts Name ... sie is nit die Erscht!“ — Dann vernahm ich den Galopp eines Pferdes auf der Landstraße; ein schlächter Wagen raste vorüber; darauf unter einem dunklen Schutuch ...

Nie habe ich einen Toten mit einem solchen Ungestum die Heimreise antreten sehen wie unsere „Nanny“. Die Hast der Heimwärtsstrebenden hatte sich auch auf das trahende Tier übertragen; es jagte stallzu mit hellem Wiehern. „s' Nanny chunnt hei“, hieß es im Dorf. Erst wie sie die Glieder in der heimischen Scholle austrecken durfte, kam die große, ewige Ruhe über sie. —

Ob ihr „Buob“ hinter dem Sarg der toten Mutter das letzte Geleite gab, habe ich nie erfahren, aber ich will es für die Ehre des menschlichen Geschlechtes hoffen.

Auf ihrem Grabe steht ein schneeweißer Marmorstein „Jungfrau Anna Maria ...“, umblüht von den dunklen Benjeses ihres Buob. Aber der Föhn, der als Eisbrecher die Brust der Gletscher zu sprengen weiß, hat vom Rain, wo ihre Hütte steht, Samen hergeweht und „Chäslüchrut“ gedeiht in wildem Jubel, den Kindern zum Ergötzen, in Nannys letztem Gärtlein ... „Chäslüchrut ... s' best!“

Sind Sie normal?

Stellen Sie jemandem diese Frage, und man wird Sie erstaunt und mißbilligend betrachten, ein „Impertinent“ murmeln und Ihnen die andere Seite zugehren, oder Ihnen zur Antwort geben: „Ja, ich bin es. Aber Sie scheinen es nicht zu sein, sonst würden sie nicht eine so dumme Frage stellen.“

Nichts scheint leichter zu sein, als festzustellen, wer normal sei. Nichts ist aber schwerer. Was und wer ist denn normal? „Alle Befunde, die besonders häufig oder wenigstens wesentlich häufiger als andere Befunde vorkommen“, sagt Rautmann. Darnach wären von der städtischen Jugend diejenigen normal, die Fußball spielen, die einen Radioapparat besitzen, die Detektivromane lesen, die Vorträge, Kino oder Theater besuchen. Und die andern, sind sie deshalb abnormal? Also sind die Grenzen zwischen normal und abnormal fließend. Man muß eine Norm ohne Norm suchen. „Schon auf Grund des Sprachempfindens soll man den Spielraum des Normalen gegen den Spielraum des Abnormalen nicht scharf abgrenzen, denn es befindet sich auch zwischen den beiden ein weiterer Spielraum, der die gegenüber der Norm erhöhten oder erniedrigten Werte enthält, die noch nicht als abnorm gelten können.“ Wir könnten vielleicht sagen, normal sei der Mensch, dessen seelische und geistige Funktionen sich harmonisch in die Gesamtheit seiner Persönlichkeit ein- und unterordnen. Aber mit welchem Wahnsinn müßte man den Menschen impfen, daß er das wäre? Welcher Mensch könnte von sich behaupten, diesen Zustand sein Eigen zu nennen? Vielleicht wäre dann gerade

der Glaube an seine Normität der Beweis für seine Abnormität. Ein jeder Mensch besitzt etwelche Eden und Kant, mit denen er immer wieder irgendwo und irgendwie anstößt. Er glaubt sich im Besitze besonderer Fähigkeiten, wird von der Mitwelt zu gering geschätzt, hat seine Eigenheiten, Verschrobenheiten, Wünsche, Träume, seine Wahngelbilde und überwertigen Ideen. Wir alle brauchen ein bißchen Größenwahn. Der Beziehungswahn ist es, der uns im Leben vorwärts treibt, der uns die Kraft zu Taten gibt, der uns befähigt, große Leistungen zu vollbringen, er ist jene Kraftwurzel, die uns täglich neu stärkt. Der „normale“ Mensch ist nicht produktiv, er befindet sich allzusehr im Gleichgewicht, und es ist ihm allzusehr wohl in ihm. Wir brauchen Chaos in uns, einen Widerstreit der Empfindungen, ein immerwährendes Kräftespiel. Schon Leute mit einer sogenannten fertigen Weltanschauung sind geistig beinahe tot, sie können nicht mehr empfangen. — Ruhelosigkeit und Unbehagen bringen ungewöhnliche Ideen hervor. Leidenschaftliche Affekte machen Krieg, Revolutionen und — Gebichte. Die Leidenschaft ist es, die das Denken immer wieder in die gleichen Bahnen treibt und zu jener Hochspannung führt, die mit einem Kurzschluß endigt, dessen Funke ein neues Licht entzündet. Die sprichwörtliche Zerstreutheit der Gelehrten entspringt einer solchen Ueberkonzentration der Aufmerksamkeit, einer Art Selbsthypnose, dem angespannten Starren auf einen einzigen Punkt. — Gewiß, jener Kurzschluß kann bedenkliche Folgen haben, die geistige Hochspannung kann krankhafte Formen annehmen. Solche Besessene, radikale Schwärmer, Fanatiker und Propheten wandern scharenweise in das Irrenhaus. „Die Hypochopathen sind immer da“, sagt der Irrenarzt Kreisler, „in der kühlen Zeit begutachten wir sie, in der heißen — beherrschen sie uns.“

H. B.

Der Hansli und sis Zügnis.

Der Hansli bringt sis Zügnis hei
Und het i Ornig und Fliß es Zweu!
Das has der Muetter nit.
„Was bißch du für nes Bürschkli gsi,
Schämst du di nid es bißeli
Vor de-n-Examelüt?“

Em Nahmittag er s' Zügnis nimmt
Und s' wieder i d'Schuel der Lehrere bringt,
Die frog: „Was hei sie gseit?“
„Se balget hei sie“, seit der Bueb
Und macht es Gsicht wie ne Hurribueb,
Wo grad uf der Nodle steit.

„Jä gäll, jeh machsch, daß s' besser wird
Und jeh das Zweu de ganz verlürt
Und d'Muetter s' nächstmol lacht.“
Berwunderet der Hansli seit:
„I cha nid mache, daß s' besser steit,
Dir heit das Zweu jo gmacht!“

A. V.

Sonntag und Werktag.

Sonntagsgedanken.

Stimmt es nicht, wenn heute vielfach behauptet wird, der Sonntag sei zum Werktag geworden? Für viele ist der Sonntag Sporttag, an dem wohl die größte körperliche Anstrengung vollbracht wird. Aber warum soll man am Sonntag nicht Sport treiben? Er hilft der Gesundheit und ist nicht als böse anzupredigen. Auf der andern Seite fühlen wir doch, daß der Sonntag immer mehr unserm Volke verloren geht, und wir sind überzeugt, daß unser Volk dabei um ein wertvolles Gut betrogen wird. In

erster Linie sehen wir, daß der Familiensinn, der früher gerade am Sonntag gepflegt wurde, verloren geht. Aber alle diese Erscheinungen, die wir gleichsam von außen her betrachten, deden das wahre Verhältnis von Sonntag und Werktag nicht auf. Wie stehen diese beiden Tage für den Christen zueinander? Am Werktag sollen wir arbeiten und für unser Leben sorgen, sollen uns mühen und anstrengen, daß wir schlecht und recht unsere Pflicht tun. Im Alltag gelten unsere menschlichen Gesetze und Gedanken. Dort, wo wir hingestellt werden, müssen wir nach vernünftigen Grundsätzen und vernünftigen Ueberlegungen unser Wert tun. Der Sonntag aber ist etwas ganz anderes. Da sollen wir uns selber auf die Seite schieben und auf Gott hören. Darin liegt unsere Haft und unsere Armut, daß wir alles selber schaffen wollen, daß wir glauben, wir seien auf uns selber angewiesen. Wir würden befreit von dieser Haft, wenn wir nicht selber alles nach unsern eigenen Gedanken schaffen wollten, sondern bereit wären, selber einmal zu schweigen und zu hören. Jeder Mensch, der nicht mehr bereit ist, auf Gott und seine Gebote zu hören, kommt in eine Unruhe hinein, in der er von menschlichen Mächten, ja sogar von dämonischen, erfaßt und beherrscht wird.

Darum kommt es nicht darauf an, ob wir den Sonntag mehr oder weniger anständig verbringen, sondern darauf, ob wir uns selber ausgeschaltet und bereit gemacht haben, um auf das Wort Gottes zu hören. Alle Bemühungen, den Sonntag wieder zum Sonntag zu machen, müssen scheitern, wenn nicht dieses Postulat im Zentrum steht. Es wird nicht verlangt von uns, daß wir am Sonntag nicht spielen und nicht turnen, sondern das, daß wir bereit sind, das Wort Gottes zu hören und in uns aufzunehmen. Das ist die einzige Quelle, die uns am Sonntag Kraft spenden soll. Wo der Sonntag nicht mehr diese Bedeutung hat, da ist er im eigentlichen Sinne bereits abgeschafft. Weitgehend hat unser Volk keinen Sonntag mehr. Das Wort Gottes wird wohl verkündigt, aber es sind ihrer viele, die es nicht hören wollen. Wir wollen nicht darum streiten, wer daran die Schuld trägt. Ob die Kirche, die vielleicht doch etwas anderes als das Wort Gottes verkündigte, oder die Gemeindeglieder, die aus diesem oder jenem Grunde anfangen, lediglich der Welt anzuhängen? Aber das wollen wir, da wir uns wahrhaftig in innerer Not befinden, uns auf den wahren Sinn des Sonntags besinnen. Wir haben es wahrhaftig nötig genug, daß wir den Anschluß an jene Quelle wieder finden, durch die der Herr unser Gott zu uns redet. Das ist wahrhaft eine der ernstesten Forderungen an unser Geschlecht, daß wir dafür sorgen, daß der Sonntag wieder zum Sonntag wird.

F.

Rundschau.

Deutsches Geldproblem.

Am ersten April 1934 sollte Deutschland den Amerikanern 50 Millionen Dollars bezahlen. Schon vor einiger Zeit wurde bekannt, daß es nicht zahlen werde. Die Amerikaner erbosten sich darüber und wiesen darauf hin, daß diese Zahlungsunfähigkeit in krassem Widerspruch zu den Aufgaben für die illegale Aufrüstung stünde.

Nun vernahmen wir zu Ostern, daß die Deutschen doch bezahlen wollen. Nämlich 1¼ Millionen. Das ist also 2½ Prozent der geschuldeten Summe. Um den guten Willen zu zeigen, so wird diese Geste ausgelegt. Unschwer aber erkennt man, daß damit noch etwas anderes bezweckt wird. Der deutsche Devisenbestand schmilzt rasch zusammen. 1¼ Millionen Dollars, heutige Dollars, in „Reichsmark“ umgerechnet, nicht Sperr- und Registermark, macht etwas um 3 Millionen aus. Soviel dem Devisenfonds entnommen, bedeutet tatsächlich schon viel. Warum man dennoch diese Geste macht? Amerika hat im Sinne, allen europäischen